

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 58 (1953-1954)
Heft: 21

Artikel: Vom Humor bei Gotthelf
Autor: Werner, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Expedition und Inserate : Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postkonto III 286

Jahresabonnement : 8 Fr. Inserate : Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

5. August 1954 Heft 21 58. Jahrgang

Jeremias Gotthelf

Am 22. Oktober 1954 werden es hundert Jahre seit Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), der Pfarrer zu Lützelflüh im Emmental, erst sieben- undfünfzigjährig aus diesem Leben geschieden ist. Auch wir wollen im Gedenkjahr des großen Dichters und Volksbildners aus dem fast unerschöpflichen Reichtum dessen, was er hinterlassen hat, einiges herausheben und näher beleuchten. Unsere Betrachtungen möchten Schlüssel sein zu der großartigen Tiefe von Gotthelfs Werk.

Aus Jeremias Gotthelf, Selbstbiographie

«Ich bin den 4. October (1797) in Murten geboren, wo mein Vater, Bürger von Bern, deutscher Pfarrer war. Als wilder Junge durchlebte ich dort die wilde Zeit der Revolution und Helvetik, besuchte die dortige Stadtschule, wo man mir gewöhnlich das Zeugnis gab, daß man mit dem Kopfe wohl, mit den Beinen aber, welche ich nie stille halten konnte, übel zufrieden sei. Im Jahr 1805 erhielt mein Vater die Pfarrei Utzenstorf. Von da an unterrichtete er mich selbst, so daß ich im Jahr 1812 das Gymnasium in Bern beziehen konnte. Meine Kenntnisse gingen aber nicht weit über Griechisch und Latein hinaus. Nebenbei las ich Romane, soviel ich zur Hand bringen konnte, trieb starken Schafhandel, lernte jagen, fischen, reiten, übte mich in allen Landarbeiten, einigen weiblichen Handarbeiten und brachte es in mehr als einem ländlichen Spiel zu bedeutenden Fertigkeiten. Der berühmte Professor Lutz, welcher damals dem Gymnasium vorstand, übte von allen meinen Lehrern den größten Einfluß auf mein inneres Leben. Ich ging auf seinen Rat im Jahr 1814, da ein halber Fehler zuviel in einer lateinischen Arbeit meine legitime Beförderung gehindert hatte, als Exterus in die Akademie über. Hier brachte ich drei Jahre in der sogenannten Philosophie sehr fleißig zu, trieb alte Sprachen, Mathematik, Philosophie, wo Joh. Rud. Wyß besonders freundlich und väterlich sich meiner annahm. Meiner Mutter selig sagte er einmal: Sagt doch eurem Sohne, er solle schöner schreiben lernen, er schreibt wie eine Sau. Läßt er mal was drucken, besonders in Deutschland, so hat er ds Schinders Verdruß. Ja wolle, antwortete meine Mutter, das wird er wohl la blybe. Mi cha nit wüsse, sagte Wyß . . .»

Vom Humor bei Gotthelf

Gertrud Werner

Wenn wir zu Gotthelf greifen, dann nicht nur, um in kräftiges Bauernbrot zu beißen, um menschliche Leidenschaften und Anstrengungen, realistisch verschärft und oft bis zum Unheimlichen gesteigert, mitanzusehen, um eine große Predigt zu hören, sondern doch wohl auch, um zu lachen und

uns zu erholen an Gotthelfs Humor, der uns selber unversehens die Narrenkappe aufsetzt, nachdenklich, warnend, schalkhaft, zornig, mit Spott und sichtlicher Genugtuung und wieder heiter gelassen: «Der Mensch ist nämlich ein ganz kuriozes Kamel.»

Jeremias Gotthelf, schon sein Pseudonym sagt es deutlich genug, ist wahrlich kein Spaßmacher im üblichen Sinne. Er hat zur Feder gegriffen, gerade nicht, um literarisch zu unterhalten, vielmehr aus dem Anliegen des Sittenpredigers heraus, der «in die Schranken» treten will «für Gott und Vaterland», der auf der Kirchenkanzel und in seinen pfarrherrlichen Ämtern nicht wirksam und weithin genug kämpfen, den Leuten die Köpfe waschen, Christenbrauch lehren kann. Wie der Prophet, dessen Namen er trägt, will er dem Volk einen Spiegel vorhalten, will ihm von Gott und Teufel reden und es aufwecken: «Bessert euer Leben und Wesen!»

Im Unterschied zum Propheten aber denkt und redet Gotthelf schweizerisch und emmentalisch, und er benützt gern und ergiebig den landesüblichen Ton, den Humor, eine weltliche Waffe, die entlarvt, aber zugleich verzeiht und im Gefecht der Meinungen dem Ernst oft noch um einen unberechenbaren Schritt überlegen ist.

Im Hinblick darauf, daß Gotthelf seine Geschichten als Erzieher ersonnen hat, können wir diesen Humor als vorzügliches Erziehungsmittel betrachten, mit welchem er Zaghafte ans Licht lockt, Aufgeblähte durch wohlgezielten Stich zum Platzen bringt, Trotz und Unwillen zähmt, Tugenden vergoldet, Süchte vom Teufel erschrecken läßt und menschlicher Größe etwas abzwackt, damit sie sich nicht etwa vermesse.

Dieser Humor ist aber mehr als ein bloßes Erziehungsmittel. Er stellt sich ungesucht ein, entschlüpft der Lebensfreude, begleitet die Schöpferlust, läuft der Liebe zu Gott und Menschen voraus und knurrt sogar versöhnlich hinter dem Zorn drein.

Er ist bei Gotthelf eine Art Naturerscheinung. So wie es bei ihm nicht manche Erzählung gibt ohne schwarze Stürme, Angst und Not, so gibt es auch nicht manche ohne darauffolgende Abend- oder Morgensonne, in der das Gras funkelt, die Wolken goldene Säume tragen und die ganze Welt in Freude glänzt.

In Gotthelfs Welt liegen die Gegensätze nah beieinander, kämpfen und treiben sich gegenseitig voran: Geld und Geist, Brauch und neue Mode, Armut und Reichtum, Großtuerei und Bescheidenheit, Tugend und Laster, Ernst und Schalk. In diesem Wechsel von Komik und Tragik gleicht Gotthelf Shakespeare, in dessen Tragödien mitten in Schrecken und Verderbnis die unverwüstlichen Narren auftreten und die Welt ins Lächerliche ziehen — mit einem Unterschied: Gotthelf braucht selten extra Schelme und Spaßmacher, er steckt gern die Helden selbst ins Narrenkleid. Das Komische und das Tragische sind dadurch stärker verflochten und ähnlicher im Rang als bei Shakespeare.

Daß der Humor, so spielerisch und ungebärdig er sich oft auch gibt, ausgesprochen auf der Seite der guten, aufbauenden Kräfte steht und so tief ins Seelische zu dringen vermag wie der Ernst, wird sich noch zeigen.

Wir fragen nun zunächst nach der Art von Gotthelfs Humor, und dann danach, wo und warum der Dichter ihn braucht. Es kann hier natürlich nur ein kleiner Teil von Gotthelfs Schriften herangezogen, kann das Charakteristische nur skizziert werden.



«... es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und blüht in voller Üppigkeit, dem Menschen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung.»

Wenn Gotthelf Heiterkeit und Gelächter hervorruft, bewirkt er dies vor allem durch seine Tendenz zum Grotesken, womit der Hauptzug seines Humors bereits angedeutet ist. Gotthelf übertreibt durch souveräne Superlative, persönliche Merkmale oder Eigentümlichkeiten einer Gattung und gibt diesen einen Zug ins Große. Der Leser wird überrascht, erhält einen gelinden Schock: er lacht.

Beispielhaft für diese Art des Humors ist durch weite Strecken das «Anne Bäbi Jowäger»; denken wir an die Quacksalberkuren, die den Jakobeli und das Meyeli fast töten, an das ungewaschene Gekifel, Schimpfen und Drauflosräsonnieren von Anne Bäbi, wenn die Dinge nicht nach seinem Kopf gehen, oder an das vom Blitz der Liebe getroffene, heiratssturme Mädi, an Höhepunkte der drastischen Komik, wie das Kapitel vom Jakobli auf der Gschau (Brautschau), welcher bei Lisi auf dem Ziberlihoger in einen an Unverschämtheit nicht mehr zu überbietenden Spektakel hinein und zum Glück noch daraus heraus gerät, an den erleuchteten Vikari, dessen Dünkel, Buß- und Apostelfeuer mancher Dusche standhält, bis ein Fehlschuß ihn etwas zur Besinnung bringt. Nicht minder grotesk sind viele Kapitel aus der «Käserei in der Vehfreude», so etwa die Szenen, die das verdrehte Dür-luft-Eisi, mit weit und schrecklich hallendem Zetermordio, seinem Ehemann Peterli bereitet und das mit vermeintlichen und andern Teufeln viel zu tun hat: «es war da oben ein Sabbat, wie er sicher schöner und bezeichnender auf dem Blocksberg nicht erlebt wurde», so kommentiert Gotthelf ironisch seine etwas überbordende Komik.

Was macht denn, vom Überraschungsmoment abgesehen, solche Häufung von Verkehrtheit, Gier, Schamlosigkeit oder Bauernschlauheit lustig? so fragt man unwillkürlich. Es kommt wohl auf den Blick an: «Je nachdem die Welt im Gemüte sich abspiegelt, wird Schatten oder Licht aufs Leben geworfen.» Gotthelf macht es gegenüber der menschlichen Dreistheit und Dummheit oft wie sein überlegener, still beobachtender «Joggeli der Erbvetter»: er blinzelt.

Sammeln wir, als Ersatz für die großen, über ganze Kapitel ausgebreiteten grotesken Gestalten und Ereignisse, nur eine Kostprobe von Hyperbeln in Redensarten und Vergleichen, wie Gotthelf sie auch in seinen ernsten

Büchern nicht spart: «Sie hatte ein Maul, weit geschlitzt und tief, fast hätte man ein einspännig Fuder darin wenden können»; ein Gesicht, «mit welchem man ganz Lappland vergiften könnte»; sie «sinneten und studierten, daß ihnen das Haar den Hut lüpfte, was sie wohl ihren Weibern vormalen könnten, Räuber-, Mörder- oder gar Gespenstergeschichten, warum sie eine Viertel- oder gar eine halbe Stunde zu spät heimkämen»; man habe «nicht so viel Schmutziges (Butter, Fett) im Hause, daß es einer Laus im Auge wehtäte und könne (bei einem Ausgehungerten) alle Brosamen sehen, die er im Magen hatte, wenn die Sonne stark schien»; einem Pferd «geht der Bauch fast über dem Rücken zusammen» . . . Gotthelf kann sich oft selbst nicht ersättigen und gibt einem vollen Fuder noch eine oder zwei Gabeln voll obendrein: Ein Klosterschlaf, so dick wie der Vorhang im Tempel zu Jerusalem und sieben Mal dicker als der Schlaf des Holofernes, der bekanntlich auch erst merkte, was Trumpf war, als Judith ihm den Kopf bereits vom Halse gestohlen.»

Wir finden diesen Geschmack am Grotesken bekanntlich in noch derberer Form, in komisch-unflätigen Reden und Schimpfnamen, vom Schlabi, Löffel, Möff, Gstabi, Chnubel, Chnüderi, Schnürfli, Brülly, Blüderlupf — die Phantasie ist bodenlos — bis zum Fötzel, Sturm, Grusel und Utüüfel, in drastischen landläufigen Redensarten und Dialektwörtern, die wohl heute noch massiver wirken als vor hundert Jahren: dampfen, lafern, schnädern, tschädern, kifeln, zwegstüpfen, hecheln, schnauzen, hässelen, giftlen, poleten, rauhen, pülvern, kuranzen, auszüpfen, anranzen, tätschen, belfern, aufguseln . . . Gotthelf hat selbst Freude daran.

Sein Humor zeigt sich aber auch in milder und behaglicher Form, gemächlich, hablich aufgetischt wie eine Berner Platte. Er kann in Tiefe und Breite zu wahren epischen Komödien anwachsen. Geschichten solcher Art sind «Michels Brautschau», «Wie Christen eine Frau sucht», «Kurt von Koppigen», «Joggeli der Erbvetter», «Der Besuch» u. a. und viele Romankapitel.

In dieser Weise werden Grebten, Taufessen, Reisen, Gschauine, Tanzböden und Volksbräuche, Bauernpolitik auf dem Markt und in Verhandlungsstuben geschildert. Nicht wegzudenken sind dabei die umständlichen Höflichkeitsformen, die verblühten Fragen und Anspielungen, die immer spitzer werden, wenn der Wein die Köpfe wärmt. Ein Glanzstück dieser Art ist zum Beispiel die Darstellung des Langnauer Käsmärits in der «Käsererei», wo das Siebengestirn der Vohfreudiger mit ihrem Ammann als Zentralsonne wie in einer Schlacht aufmarschiert und, mannigfaltig genasführt, verdattert, auch verdroschen — das gehört sich —, schließlich dennoch sein Geschäft zuwege bringt und siegreich heimkehrt.

Gotthelfs Humor zeigt sich auch in einer direkten Lust an Streichen und Späßen. Eine von solchem Schalk eingegebene Geschichte ist «Wie Joggeli eine Frau sucht», wo ein junger, angeblicher Kesselflicker mit rußigem Gesicht durch das Land wandert, den Mädchen auf den Zahn fühlt und nach jedem Abenteuer lachend und singend fürbaß zieht, besonders nach der ungewöhnlichen Stör bei Anne Mareili, die den Strauchdieb ohrfeigte und fortjagte, ihn aber bald darauf — es wird ihr fast gschmuecht — als stattlichen Bauernsohn empfangen muß und von da an lieber von vorne sieht als vom Rücken. Mit wahrer Bürgerlust schildert Gotthelf Nachtbubenstücke, ausgeheckte oder vom Zaum gerissene Streiche, Prügleten und

Helketen, wenn möglich auf Kosten eines verdienten Schinders und zur Ernährung des Dorfklatsches. Wie wird etwa dem Egli-Hannes vom Sau-brunnen in der «Käserei», oder dem Grotzenbauer in «Käthi die Groß-mutter» mitgespielt! Nicht nur rumoren diesem die Burschen, im Zeichen der Volksjustiz, eine Nacht lang mit Äxten in dessen Wald, um dem Käthi zu seinen Wedelen zu verhelfen, sondern obendrein gespenstern sie in den stockdunkeln Bäumen über des Unholden Fenstern, von wo sie, als Stimmen von oben, des Grotzenbauers Tod ausrufen und förmlich, nach den Spiel-regeln einer Versteigerung, die Güterverlesung in die Nacht rufen und die Freisinnigkeit des Hingeschiedenen ausverkaufen. Überhaupt, der Radika-lismus! Gotthelf versäumt keine Gelegenheit, ihm im Vorbeigehen eins aus-zuwischen, und sei es nur, daß dem freisinnigen Obersten in «Wie Christen eine Frau sucht» die Perücke ins Wasser fällt, wenn er der Wirtin unver-schämt die schönsten Fische aus dem Fischtrogl schnappen will: «Die Wirtin sah kichernd der Betrübniß zu.» Nur selten, speziell in der Auseinander-setzung mit dem Radikalismus, verfärbt sich Gotthelfs Humor zur Satire und zum Spott, der, nach seinem eigenen Urteil, bösen Lohn bringt.

In den Hintergrund tritt er dort, wo es um Dinge geht, die ihm heilig sind, um die innern Zonen des Glückes und der Not, um jene Bereiche, wo die geistige Überlegenheit des Zuschauers nicht mehr angebracht ist und umschlägt in Scham, Mitleid, Verantwortung.

Über die Grenze von Ernst und Humor entscheidet keine Regel, son-dern menschlicher Takt.

Wo denn braucht Gotthelf seinen Humor? Vor allem im Kampf gegen Laster, Teufel und üble Gewohnheiten. Den Nachtbuben, schreibt der Dich-ter, sei «der Teufel nicht schlau genug, sie lüpfen ihn zehnmal über den Kübel, ehe er sie ein einziges Mal». Der Schalk also ist dem Teufel über, die Wahrheit eines lachenden Mundes findet danach eher Glauben und Gefolg-schaft als die eines bitteren. Zielscheiben von Gotthelfs Humor sind der Aberglaube, ländliche Unsitten, Zank, «die Längizyti und Sehnsucht nach dem Geld», Dünkel und Großtuerei, Selbstsucht, Gottlosigkeit und immer wieder der Zeitgeist und die Radikalen...

Damit aber ist über den Ort und den Sinn von Gotthelfs Humor noch wenig gesagt. Humor ist Kampfmittel höchstens an seiner Peripherie. Tat-sächlich braucht ihn Gotthelf auch nicht im Dienste eines Zweckes oder an einem bestimmten Orte.

Humor ist ein Gemütszustand und herrscht und leuchtet aus sich heraus wie die Sonne, die da ist vor jedem Zweck. Gotthelf äußert sich einmal, in «Leiden und Freuden eines Schulmeisters», vom Standpunkt des Pfarrers zum Wesen des Humors und zeigt damit, daß sein tiefster Ernst Spaß versteht. Mädi wirft dem guten Ratgeber Wehrdi vor, daß er alles ins Lächerliche ziehe und den ernstesten Dingen einen sogenannten Spaß an-hänge. Wehrdi antwortet darauf: «Spaß mischen in ernste Dinge, das habe er eigentlich vom Pfarrer gelernt. Der sage, es sei im Himmel so und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernst sei alles, aber über die ernste Uner-gründlichkeit zucke der Sonnenstrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: so solle es im Menschen sein. Was die Menschen bei ihm Spaß nannten, sei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in dessen Schein das Tiefe und Unergründliche erst bemerkbar werde. Wo keine solche Lichtlein sichtbar würden, da lebe man in grenzen-

loser Öde, die wundervolle Tiefe ergriffe einen nicht zur Ehrfurcht, sondern sie erscheine einem nur als wüste Leere.» Mit andern Worten: «Wenn ich mit Menschen- und Engeln redete und hätte der Liebe nicht... sie läßt sich nicht erbitten, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.»

Schule und Unterrichtsweise nach der Idee Jeremias Gotthelfs

Hans Kern, Genf

I.

In einem Brief des Studenten Albert Bitzios an seinen Jugendfreund, den Geologen Bernhard Studer, treffen wir den Satz: «Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein.» In diesen Worten tritt, obwohl sie etwas überspannt wirken, Gotthelfs leidenschaftlicher Eifer zutage für die Ideale der *Volksbildung*. Diese gehörten ohne Zweifel zu den edelsten Bestrebungen seiner Zeit, besonders seit sie durch Pestalozzi verkündet worden waren. Der junge Berner betrachtete sie nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Vorbereitung jedes Einzelnen auf den Lebenskampf, vor allem glaubte er in der Volksbildung einen Weg zu sehen zur Verbesserung der Gesinnung und Gesittung, aber auch zur Ausbreitung und Läuterung der Religiosität. Dadurch versprach er sich von ihr eine wesentliche Höherführung des Menschseins und damit der Menschheit.

So setzte er sich denn, kaum hatte er sein Amt übernommen, im kleinen Bereich seines Wirkens eifrig für die Verbesserung des Schulwesens ein, wozu er als Schulkommissär, der dreißig Lehrer zu beaufsichtigen hatte, reichlich Gelegenheit fand. Unermüdlich trat er ein für regelmäßigen Schulbesuch der Kinder, für erhöhte Lehrerbeseoldung, da er in den materiellen Mißverhältnissen des Lehrers die Hauptursache für die unhaltbaren Schulzustände erblickte — aber auch, angesichts der riesigen Klassenbestände, für den Bau neuer Schulhäuser. Es gelang ihm, die Errichtung von zehn Schulhäusern zu erzwingen. Während kurzer Zeit sehen wir ihn gar selbst als Unterrichtenden vor die Schulmeister treten; in Burgdorf, wo für die Schulmeister Fortbildungskurse stattfanden, dozierte er lebendig in vaterländischer Geschichte.

Vor allem die damalige *Schulführung* erkannte er als durch und durch unhaltbar. Sie ging kaum über die Anstrengung hinaus, dem Kinde ein Nachsprechen von Aussagen und ein Nachmachen von Fertigkeiten beizubringen, welche man ihm überhaupt nicht erklärte, die also weder mit Interesse noch Verständnis des Schülers in Beziehung gebracht wurden und darum dem baldigen Vergessen anheimfallen mußten. Solches Beibringen selber konnte keinen andern Charakter haben als den eines unpersönlichen, mechanischen Abrichtens, das jedes lebendige Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling ausschloß. Wie es unter solchen Voraussetzungen um den Lehr-erfolg bestellt war, erzählt Gotthelf im «Schulmeister»; selten sei ein Kind vor dem Schulaustritt im Rechnen auch nur zu der geringsten Sicherheit gelangt. Wer wollte sich darüber verwundern, wenn der Statthalter selbst dazu bemerkte: «Grad so isch's mr o geng gange, u we's mr lang nüt z'Hange